

SAKRISTEIEN UND VERBINDUNGSGÄNGE

Die Sakristei der gotischen Friedrichskirche befand sich an der Nordseite am Chore. An der analogen Stelle stand sie wohl auch in der romanischen Basilika, denn der ursprüngliche Pfarrhof erhob sich jenseits der jetzigen Hofgasse im Burggelände. Die

„alte Sakristei“ war aber nicht bloß die

Vorgängerin der „neuen Sakristei“, sondern auch der älteste Bauteil der Hofkirche. 1438

steht am mittleren Schlußstein der Wölbung.

Da Langetl der Meinung ist,

daß die Grundlegung des Neubaus erst 1450 stattfand, muß

er folgerichtig auch annehmen

daß die Kapelle noch aus der romanischen Kirche stamme. Bei

dem ausgesprochen gotisch gehaltenen Stil-

charakter natürlich ein Irr-

tum. Wohl aber

bestätigen die

beiden Jahres-

des Tempels insgesamt“. Dann aber die Rechnung „In novum Sanctae Barbarae Sacel-

lum“: Den Maurern und Zimmerleuten 26 fl 16 kr, dem Tischler für den Boden 11 fl

4 kr, dem Steinmetz für die Erweiterung der Fenster 10 fl 7 kr, für Schlüssel und

andere Kleinigkeiten 2 fl 18 kr, dem Maler für das Bild der hl. Barbara 13 fl 30 kr,

dem Maler für die Fassung des Altares (pro vestienda ara) 117 fl, dem Bildhauer, zu-

gleich auch Tischler, für den Altar selbst 120 fl, demselben für andere Arbeiten 2 fl,

dem Schneider für die aufgehängten Tapeten 6 fl 45 kr, dem Wandmaler 40 fl. „Dem-

nach sind insgesamt für diese neue Kapelle beglichen worden 349 fl.“ Die verhältnis-



Abb. 25. Verbindungstrakt Dom — Burg

zahlen die An-

sicht Graus',

daß hier in der verhältnismäßig

langen Bauzeit „Hofgottes-

dienst“ abgehalten wurde.

In der Je-

suitenzeit blieb der Raum noch

lange Zeit wei-

ter Sakristei.

Erst gegen

Schluß ihrer Tä-

tigkeit ward er

zur „Barbara-

kapelle“ um-

gestaltet. Das

Rechnungsbuch IV bringt genau

das Jahr und die

Adaptierungs-

kosten in zehn

Einzelposten; das Jahr 1750

verzeichnet erst die stattliche

Ausgabe von 164 fl 31 kr „für

Glas zu den neuen Fenstern

mäßig bescheidenen Ziffern beweisen, daß es sich nur um eine Art Notkapelle handelte. Leider ist kein einziger Name erwähnt. Der Tischler war wohl Angerer, denn er wird in der Jahresrechnung noch zweimal namentlich genannt — für Bodenlegen, wie für Aufrichten und Abtragen des hl. Grabes. Das Barbarabild ist möglicherweise noch im Depot vorhanden; zuletzt zierte Altar und Kapelle ein großes, eindrucksvolles ovales Gemälde, darstellend eine Vision des hl. Dominikus. Nach Oer stammt es aus der Schule Maratti „und wurde von dem durch Dompfarrer Hebenstreit getauften Maler Josef Blitz der Kirche geschenkt“.

Nach Thiel bildeten Burg, Pallas und Hofkirche einen von Anfang an vorgesehenen einheitlichen Baukomplex. Zu ihm gehörte auch der mächtige *V e r b i n d u n g s g a n g*, der aus der „Friedrichsburg“ über die Hofgasse ins Hoforatorium über der Barbarakapelle führte. Die Familie des Landesfürsten sollte rasch, bequem und diskret Zutritt in das Gotteshaus haben. Unter Friedrichs Nachfolger Maximilian I. war er bis zum dritten Stockwerk fertig. Wie unsere Abbildung (Abb. 25), nach dem bekannten Aquarell Kuwassegs angefertigt, zeigt, liefen über einem zwiefachen Torbogen drei Geschosse von der Burg zur Kirche, so daß drei direkte Zugänge möglich waren: Zum Hoforatorium, zur darüber liegenden Romualdskapelle und, wie es scheint, in den Dachraum der Kirche. Thiels Buch bringt auch die Ansicht des „Ambitus“ von der Stadtseite her. Nach dem Kupferstich Störcklins zu Deyerlsbergs Erbhuldigung. Hier sehen wir anschaulich auch die hohe schmucklose Kirchhofmauer, die knapp vor den Kapellen das schmale hohe Freithofstor zeigt, auf dessen Giebel eine gar nicht üble Madonna thront, Engel zu ihren Füßen.

Der große Wohltäter der neuen Sakristei, die er selber erbauen ließ, war Kaiser Ferdinand II. Am 10. Mai 1621 ließ er sein Testament errichten. Es trägt u. a. die Unterschrift von Erzbischof Peter Pazmany, Hans Ulrich Fürst von Eggenberg, Karl Herr von Harrach, Max Herr von Trautmannstorff und Johann Bapt. Verda. Im Dokumente heißt es: „Legamus itaque, Wir vermachen also Unserer Gesellschaft Jesu zu Graz, der nämlich die Kirche inkorporiert ist, 5000 fl in der Meinung, daß jeder eingesetzte Rektor des Kollegs die daraus entfallenden Jahreszinsen in conservationem Sacristiae atque in res ad eam pertinentes, zur E r h a l t u n g der Sakristei und ihres Zugehørs, sei es in der Ägydienkirche, sei es in der Katharinenkapelle, beheben und verwenden könne.“ Das Kapital ward im Salzamt in Aussee angelegt (jacet in Aussee). Es trug erst sechs, dann seit 1680 fünf Prozent Zinsen. So verzeichnet denn auch das erste Rechnungsbuch Jahr für Jahr zweimal den Eingang von 150 fl „ex Aussee“; fällig Mitte Februar und August.

Die Ausgaben überschreibt bereits Buch I „In utramque Sacristiam“ für beide Sakristeien. Oder auch „Pro Sacristia et Mausoleo“. Denn aus der unscheinbaren Katharinenkapelle war mittlerweile die stattliche, ja prunkvolle Grabkirche des kaiserlichen Gründers geworden, deren wuchtige Fassade das schlichte Portal der Hofkirche in den Schatten stellt, deren runder Glockenturm den Dachreiter des „Tempels“ überragt, deren grüspanüberzogene Kuppeln, wie Dr. Semetkowski in seinem Stadtführer treffend sagt, „von erlesener Wirkung im Stadtbilde“ sind. Pietro de Pomis, der geniale Hofmaler, Architekt und Festungsbaumeister Ferdinands II., hatte den Plan entworfen und den Bau von 1614 bis zu seinem Tode 1633 ambitioniert, aber nicht immer klaglos geleitet, Pietro Valnegro durch die Errichtung des Campanile architektonisch zu Ende geführt. Unser berühmter Landsmann aber, Johann Bernhard Fischer von Erlach, der größte Baumeister des österreichischen Barock, der Hofbaumeister — und Architekturlehrer Leopolds I., hat ihn durch die großartige Stuckierung zur ersten Sehenswürdigkeit von Graz gemacht.

Wer würde es dem schmucklosen Magazinbau der neuen Sakristei ansehen,

daß er aus der gleichen Zeit und von demselben Baumeister stammt, wie das „Juwel der Barockzeit und denkwürdige Grabmonument des größten Habsburgers“? (Oer). Und doch ist es so. Im Jahre 1615 wurde er begonnen. Von der Mauerkante grüßt das Wappen Ferdinands, allerdings dem „Genius loci“ entsprechend in denkbar schlichtester Form, während die Wappen Carl II. und seiner Gemahlin an den Ecken des Kollegiumvorbaus Musterstücke der plastischen Heraldik sind. Ähnlich reizlos wird wohl auch der Verbindungsgang der Sakristei zum Kollegium — auf dem Stich Wenzel Hollars vom Jahre 1634 ist er übrigens zu sehen — gewesen sein. Er führte vom Ordenshaus über die Bürgergasse, über dem Landplagenbild hinweg, wandentlang zum Obergeschoß der Sakristei, damals wie heute

Paramenten-
kammer. Er war 11.3 m lang und 4.75 m breit und hatte im oberen Stockwerk eine Kapelle. Die Sakristei selbst war ursprünglich nicht wie jetzt ein würfelförmiger „Kasten“: sie trug noch 1838, wie eine Zeichnung Josef Tunnens zeigt, ein abgewalmtes Firstdach, das 1848 abgetragen und durch eine flache Asphaltdecke ersetzt wurde. So nimmt sie dem Presbyterium weniger Licht weg. Der Gang war eine Bequemlichkeit für die Jesuiten, die Sakristei eine Notwendigkeit. Sie

kleine Oratorien, die einen stimmungsvollen Blick in die Kapellen gewähren. Einmal, 1662, wird der Gang auch in den Rechnungsbüchern erwähnt: 72 fl werden ausgewiesen als „Sarta tecta super Sacristiam et ambitum ex Collegio.“

Auch ein zierlicher Verbindungstrakt von der Kirche zum Mausoleum war geplant, ward aber glücklicherweise nicht ausgeführt, sonst wäre sie, von der Friedhofsmauer umschnürt, an drei Seiten an Nachbarkomplexe gekettet gewesen. Nach Hofrat Dr. Schnerich sollte er „am Mausoleum in der Mitte seines nördlichen Querhauses einmünden“. Die Grundstein-Medaille de Pomis' zeigt ihn im Bilde.

Im Rechnungsbuch I sind die Sakristeiausgaben erst nur als Jahressummen angeführt: 1665 rund 666 fl. Später spezialisierten sie sich und werden zu Schulbeispielen haargenauer Rechnungslegung: Für ein Pfund Spagat 18 kr, für das Geldzählen

sollten als Zelebranten, Beichtväter und Brevierbeter möglichst rasch in die Ordenskirche gelangen können. Übrigens scheint er im Innern nicht ohne künstlerische Ausstattung gewesen zu sein. Das hochverehrte Koblinische Madonnenbild, das jetzt den Altar der Schmerzhaften Mutterkapelle schmückt, war hier laut Überlieferung irgendwo in einem „dunklen Winkel“ zur stillen Verehrung angebracht. Auch die Reste des Ganges, die die Rundbogen der Südkapellen durchschneiden, bilden noch jetzt



Abb. 26. Bild über einem Betpult

24 kr, das Absammeln 7 kr, den Tiefenrekord stellt das Trinkgeld für einen Kalender: 3 kr. Doch nun zu den eigentlichen Sakristeibedürfnissen! Für Meßwein finde ich keine Eintragung, er wurde wohl von den Weingärten des Kollegiums beigestellt. Für das Hostienmehl, farina, wurde 1699 pro quadrante, meist zu „Mässl“ verdeutscht, 45 kr gezahlt. Zuweilen versagt das Backeisen. 1704: Pro reparatione duorum ferramentorum ad pinsendas hostias 17 kr; 1718: pro refectis instrumentis ad pinsendas hostias 5 fl 12 kr. Verhältnismäßig hoch sind die Ausgaben für Öl und Wachs — sie dienten ja auch der profanen Beleuchtung. Um 1700 kam das Oleum auf jährlich 60—148 fl. 1701 wurde es von einem Herrn Lanzer, 1730 von Herrn Johann Josef Sibenegg bezogen. 1760 kam es aus Fiume und Triest. 550 Pfund kosteten 73 fl 30 kr, die Fracht „Fiumine-Graecum“ 11 fl 20 kr, das „telonium seu aufschlag 11 fl 50 kr.“ Noch kostspieliger kam das Wachs, auch wenn „Tropfwax“ abgerechnet wurde. Sechs 35½pfündige Kerzen kamen 1703 auf 27 fl 25 kr, die 15½pfündige Osterkerze (cæreus paschalis) 1708 auf 12 fl 24 kr. Der durchschnittliche Jahresverbrauch war damals 400—500 fl. Das Jahr 1727 kam auf 993 fl 41 kr. Woher dieser außerordentliche Mehrverbrauch? Für die Heiligsprechungsfeier Aloisius von Gonzaga und Stanislaus Kostka. Bezogen wurde das „weiße Wachs“ 1671 vom Kaufmann Praun in Wien, 1672 aber 100 Pfund Kerzen, 18 faces und die Osterkerze vom „hiesigen Kerzenmacher“ (huius loci candelifice) Caspar Fischer, der 111 fl 40 kr erhielt. Sehr häufig kam das Wachs aus Warasdin.

Im Kapitel vom Kollegiumbau setzten mich die neuerschlossenen Quellen in die Lage, einen unbekannten Baumeister zu nennen, in diesem Abschnitt erstmalig vage, ja unrichtige Zeitangaben der Ausstattung zu ergänzen, beziehungsweise richtig zu stellen. Dehio schreibt: „Schönste Stukkaturen des Domes mit weich fließenden Formen und lebensvollen Köpfen, wohl von Mattia Camin (ca. 1670). Lavabo Anfang 18. Jahrhundert, Schoywerkstatt. Schränke Anfang 17. und 18. Jahrhundert.“ Das ehrende Urteil über die Stukkos trifft vollinhaltlich zu — auch die Datierung? Das Stiftungsverzeichnis 1625 gibt eine scheinbar klare und doch verwirrende Antwort. Unter Nr. 13 lesen wir: „Frau Johanna von Mosshaim selige hat 500 fl zu St. Egidy Kirchen verschafft. Anno 1619.“ Am Rande aber steht der Vermerk: „Waraus die Sacristey mit Gipps gemacht worden.“ So früh also? Nun die Glosse ist von anderer Hand geschrieben, kann also auch ein halbes Jahrhundert später eingetragen worden sein. Dem Schriftzug nach kaum später als um 1630. Zudem ist aus zahlreichen Analogiefällen festzustellen, daß die Jesuiten Stiftungsgelder, die wie hier die Notiz haben: sine obligatione, ohne Verpflichtung! nicht über ein Jahrzehnt ungenützt liegen zu lassen pflegten. Andererseits tragen die Plastiken, zumal das dekorative Gerank, tatsächlich eine vollsaftige Gelöstheit, Rundung und Frische, wie sie erst zu Beginn des Hochbarocks möglich wurden. Der Widerspruch läßt sich also wohl nur so erklären: Um 1633, als die Gruftkapelle des Mausoleums geweiht wurde, und wohl schon die zageren, flacheren und geometrisch ausgezirkelten Stukkos trug, wurde — vielleicht von demselben Meister — auch die Sakristei stukkirt. Später, als sich die plastische Mode wandelte, wurde der „Gipps“ neuerlich und kühner aufgetragen.

Eindeutig rekonstruiert sich die Geschichte der kostbaren und geschmackvollen Ausstattung in Holz. Dieselbe Garnitur von Tischlern, die wir später an Kirchenbänken, Beichtstühlen und Kanzel am Werke sehen werden, schuf die geschmackvolle und kostbare Einrichtung der Sakristei. 1709 lesen wir: Dem Tischler für Arbeiten an den Bänken und an den Kästen der Sakristei 24 fl 9 kr. Das waren die Aufbewahrungsschränke, conservatoria, aus weichem Holz, in schlichter Arbeit, die sozusagen in die linke Sakristeiwand eingebaut sind. 1720 aber kamen die Intarsienkästen daran: für neue Schränke in der Sakristei, armariis ornatis ex severitate elaboratis, schmuckreich und genau gearbeitet, 60 fl. 1723 war auch diese Arbeit vollendet, es kamen schon die Tüpf-

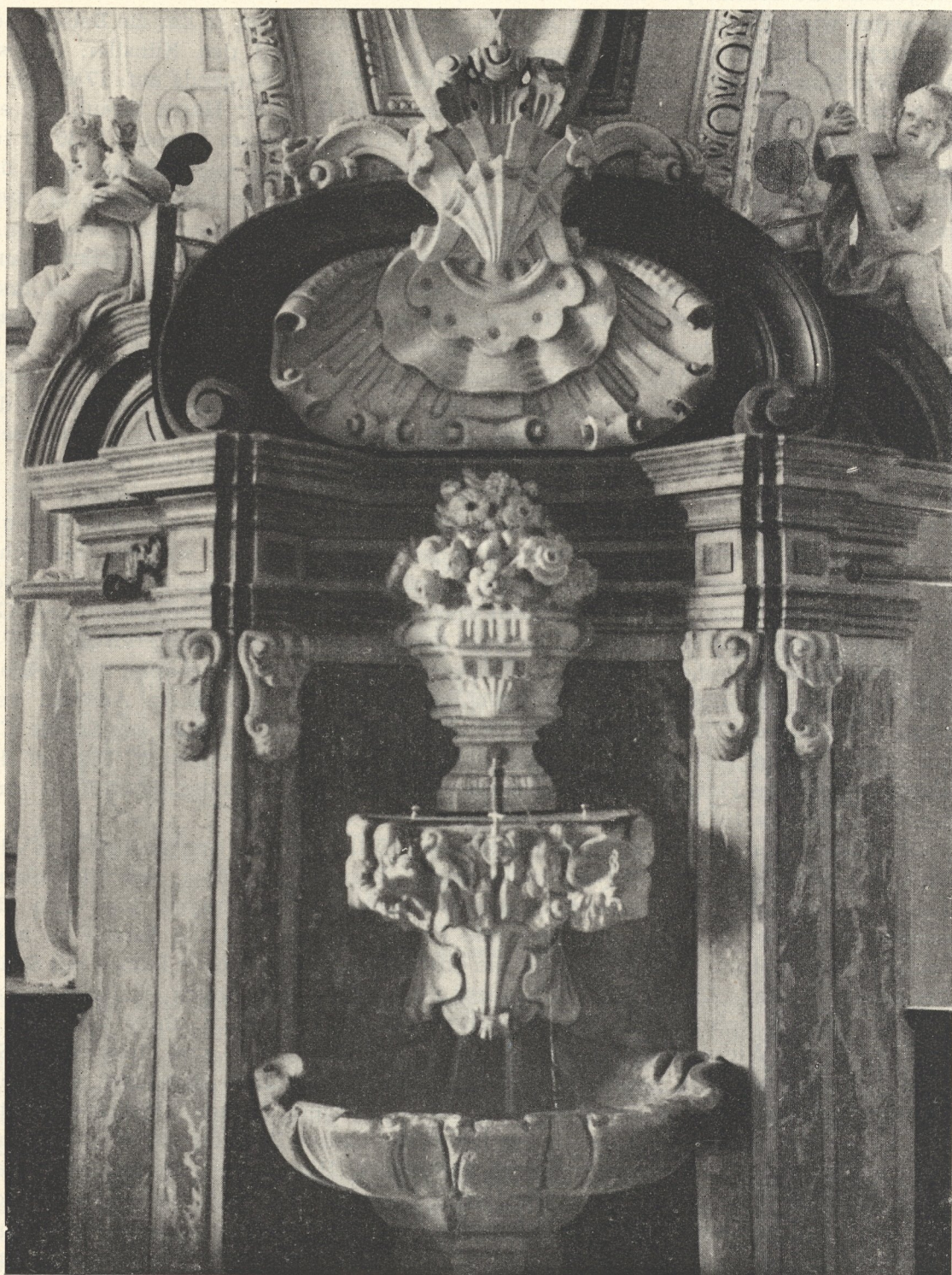


Abb. 27. Das Lavabobecken

chen auf das I: für 168 vergoldete Kupferknäufe 33 fl 36 kr. Das sind haargenau und wohlgezählt die Ziehknöpfe der 168 Lädchen, in denen die Kelchwäsche der Zelebranten aufbewahrt wird. Ebenso pedantisch können wir die Zeit angeben, in der die Betschemel, Eckkästchen, ihre geschnitzten Ornamente entstanden — und den Künstler, der sie schuf. Sein Name tauchte bis dato in der „Domliteratur“ noch nirgends auf: 1746, Herrn Straub für zwei Schnörkel über den Betschemeln 5 fl. 1747: Herrn Straub für ein Ornament über den Kelchkästchen 2 fl 30 kr. 1745 schon bekam Straub 2 fl 30 kr für „lemnisci“ zu einer Uhr in der Sakristei — das Schmuckgerank ist noch heute in der Mitte der Orgelchorbrüstung zu sehen. Dorthin wanderte die alte Sakristeiuhr, als 1913 das große Uhrwerk von Paul Berthold geliefert wurde.

Die Rechnungsziffern In Fabricam 1742 geben abgerundet Einblick in die Entstehung der vielporträtierten Sehenswürdigkeit der neuen Sakristei, des mächtigen und doch überaus gefälligen Lavabos aus drei verschiedenen Marmorarten, mit dem entzückenden Steinbukett in der Mitte, den liebreizenden Engeln mit Kelch und Kreuz links und rechts am Gebälk. (Abb. 27). Alle Beteiligten sind genannt: Dem Steinmetz Joseph Schaböttl für Arbeit und Marmor aus Marburg 244 fl, dem Bildhauer Schogotin für die Arbeit 270 fl, „D. Steiger, gürtlermeister“ samt der Vergoldung 65 fl, dem „Zingisser“ Pfisterer 15 fl 40 kr, dem Maurer Hueber 6 fl 32 kr, dem Glockengießer Angerer 11 fl, Herrn Pinker oder Piuker für den genuesischen Marmor, aus Venedig gebracht, 102 fl 35 kr. Wer ist Schogotin? Das kann niemand anderes sein als Josef Schokothnigg, dem wir demnächst einen neuen Marmoralter im Dom nachweisen werden. Und Schaböttl? Als vielgenanntem Schwath werden wir ihm bei wertvollster Mitarbeit an den Pfeileraltären begegnen. Und der Murarius Hueber ist höchstwahrscheinlich kein Geringerer als der Baumeister Hueber, der zwei Jahre später die Mariahilferkirche, 1757—1758 die Wallfahrtskirche Weizberg aufführte. Über Herkunft und Schöpfer der hl. Magdalena (Abb. 26), die über dem nordseitigen Betschemel so lieblich in Andacht versunken ist, fehlt leider eine aufklärende Eintragung. Allgemein wird es der Schule Carracci zugeschrieben. Das Gemälde wurde wohl geschenkweise beigestellt. Die bei der Stukkierung an den Plafond gemalten Fresken wurden später leider übertüncht und waren, als man sie 1912 freilegen wollte, bereits erstickt.

Der Zugang zur neuen Sakristei führte ursprünglich etwas umständlich aus der Türe hinter dem Hochaltar. 1899 wurde ein neues „Portal“ gegenüber dem Mausoleum angebracht, 1830 „der Straßenübergang zum Jesuitenkolleg abgetragen, wie auch die unschöne, den Dom sehr eng umschließende Friedhofsmauer und die Kirche so nach allen Seiten freigelegt. Zugleich wurde die große Stiege und die hohe Rampe mit Steingitter erbaut. Kosten: 2293 Gulden 16 Kreuzer plus 400 Gulden, welcher letzteren Betrag die Stadtgemeinde beisteuerte.“ (Dompfarrchronik). 1854 fiel auch unter Gouverneur Graf Ottokar von Wickenburg der Übergang zur Friedrichsburg — und diese selbst. Sie war als absolut baufällig befunden worden und wurde einfach demoliert, samt der Prunkstiege dell Allios und der Kapelle Marias von Bayern. Schade! „Welch unschätzbaren Verlust bedeutete der Abbruch des Pallas der Grazer Burg für die an Kunst- und Geschichtsdenkmalen ohnehin nicht reiche Steiermark! Hier hatten die deutschen Kaiser Friedrich III., Maximilian I. und Ferdinand I. gewohnt, hernach die Herrscher von Innerösterreich, die Erzherzoge Karl und Ferdinand residiert. Hier war die erzherzogliche Hofkanzlei entstanden, die 1620 mit Kaiser Ferdinand II. nach Wien wanderte und zur österreichischen Hofkanzlei wurde, ein für die innere Geschichte Österreichs sehr bedeutsamer Vorgang. In der Grazer Burg hatten sich jene Sammlungen entwickelt, die durch die testamentarischen Verfügungen der Erzherzogin Maria 1591 und des Kaisers Ferdinand II. 1621 zum eigentlichen Grundstocke der Kunstsammlungen des Kaiserhauses, der heutigen Wiener Hofmuseen, wurden.“ (Thiel).